

Die Felle Welt

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Schluß)

Mit einem Seufzer nahm Verena ihre Arbeit auf, vergaß aber eine ganze Weile, was sie wollte, sah vor sich hin ins Leere und fühlte, daß ihr Herz hörbar pochte. Sie schalt sich und riß sich mit Gewalt aus ihrem Grübeln. Es war ja nicht das erstemal, daß der Wilhelm fort war! Im Hause war alles still. Aus der Gasse herauf tönten dumpf und höhl wie immer die Schritte der Vorübergehenden und von der anderen Seite des Hauses kam das schwere, verworrene Geräusch der großen Straße, aus dem sich das Rollen der Wagen wie unaufhörlicher Donner hob. Nach einer geraumen Zeit klang ein solches Rollen näher und deutlicher als bisher. Es löste sich gleichsam aus dem übrigen, dumpferen Geräusch und näherte sich dem Hause, so daß es zuletzt nicht mehr wie durch die Mauern scholl, sondern aus dem Flur selber heraufzuklingen schien. Verena fuhr auf. Sie hatte die Arbeit weggeworfen, stand hoch aufgerichtet und lauschte. Was war das? War da nicht ein Wagen ans Haus gefahren? Der — Wilhelm! In diesem Augenblick versank alles, was die vergangenen Jahre getan hatten, um das Bild desjenigen zu trüben, der für sie der Erste und Einzige gewesen war. Wäre die Angst um ihn an dem Tage über sie gekommen, der auf jene Seefahrt gefolgt war, da sie noch nichts als Gutes von ihm wußte, sie hätte sich nicht mehr bewußt werden können als jetzt, was er ihr galt!

Unten war indessen einen Augenblick lang alles still, so daß sie, die gespannt lauschte, langsam und tief Atem zu holen begann, fast laut vor sich hinsprechend: „Es ist

nichts!“ Eben wollte sie sich wieder niederlegen, als die Haustür ging. Sie war schwer; ein Gewicht zog sie ins Schloß zurück und sie pflegte hart anzuschlagen, wenn die Felle einschnappte. Aber der Schlag blieb aus; es mußte jemand sie offenhalten. Die Angst kam

der jungen Frau zurück, wild und fäh. Mit zwei Schritten lief sie nach der Zimmertür und öffnete sie. Sie neigte den Kopf, um abermals zu lauschen; da knarrte ein Flurbrett und sie sah einen Schatten in die Lampenhelle fallen, die aus ihrer Stube in den Gang strömte. Da

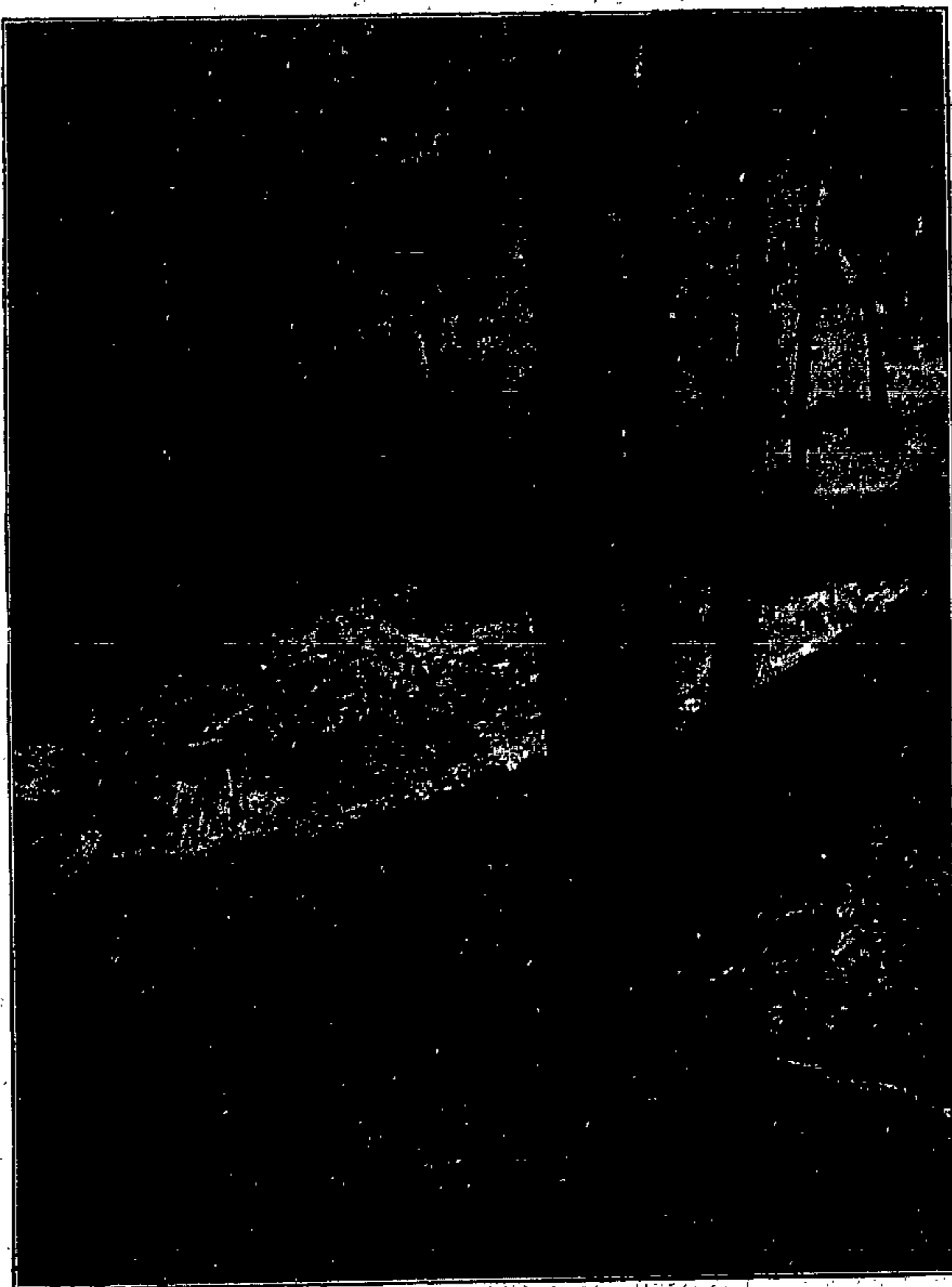
stand einer, ein Mensch mit einem bleichen Gesicht, den Hut in der Hand und sah sie mit einer scheuen und gequälten Miene an. Weder er noch sie fanden gleich Worte. Endlich begann er: „Frau Waser, nicht wahr?“

Sie nickte nur, hastig und fast zornig, weil er immer nicht sprach. Dertweilen hörte sie unten auf den Holztreppe schon ein Poltern ungeschickt gesetzter Füße.

„Ihr Mann,“ hob der Fremde jetzt ruhiger wieder an; „es hat ihm etwas gegeben.“

Verena überließ ein Gefühl innerlichen Frierens, aber der Kopf war ihr frei. Sie trat in die Stube zurück, zündete eine Kerze an und kam zurück. Dann öffnete sie das Zimmer, in dem Wilhelm und Hilde gewohnt hatten. Es stand noch ein Bett dort. „Der Kleine erwacht sonst,“ sagte sie mechanisch, als ginge das den Mann etwas an, der ihr die Nachricht gebracht hatte und noch im Flur stand, auf die wartend, die die Treppe hinaufgestampft kamen.

Verena deckte das Bett ab. Eben als sie wieder unter die Tür kam, trugen sie Wilhelm über die letzten Stufen herauf. Er lag auf einer Bahre und mußte fürchterlich schwer sein, denn die Männer keuchten und ächzten unter ihrer Last. Hinter ihnen drängte sich eine Anzahl Satzsbewohner, Weiber und Männer. „Jesus, mein Gott!“ zeterte



Charlotte Bernstein-Singer: Der grüne Winkel.

eine Frau. Eine andere hob die Hand gegen Berena, als wollte sie sie von weitem hinstrecken. „Jesus, Frau Waser!“ jammerte sie. Berena achtete auf nichts. „Hier herein!“ sagte sie zu den Männern.

Sie trugen den Verletzten in das Zimmer und legten ihn auf das Bett. Ein Arzt war unter ihnen; der sprach nicht viel, entkleidete nur den Verwundeten und gab dazwischen hinein mit kurzer, entschlossener Stimme einige Befehle. Die übrigen Bahrenträger standen noch eine Weile mit hängenden Köpfen daneben. Dann drückten sie sich schweigend hinaus. Auf dem Flur begegnete sie Berena, die ab und zu ging, die Weisungen des Arztes erfüllend. Sie stellte den einen. Ihr Gesicht war ruhig, aber ohne Farbe. „Wie ist es geschehen?“ fragte sie.

Der andere erzählte, verlegen den Fuß in den Fingern drehend: „Er — er ist — der Wein ist Meister über ihn gewesen — über Ihren Mann — wir sahen schon alle, daß er nicht — daß er in einer wilden Laune war, als er in die Turnhalle kam. Dann beteiligte er sich an den Übungen, bei denen er schon lange nicht mehr mitgemacht hatte. Er war ja immer stark, aber er war auch schwer geworden in den letzten Jahren. Nun — und dann — er war wie toll — das Waghalsigste fing er an. Wir wehrten ihm, wie wir konnten, — auf einmal — bunt Red — stürzte er ab — er — innerliche Blutung, sagt der Arzt!“

Berena nickte langsam, als müßte sie dem zustimmen, was der andere gesagt hatte. Dann ging sie ohne Gruß hinweg und in das Zimmer zurück. Die Männer entfernten sich.

In der Stube stand der Arzt über den Verunglückten gebeugt. Er lauschte. „Er kommt zu sich,“ sagte er leise zu der herantretenden Berena. Sie sah ihm fest ins Gesicht. „Noch einmal?“ fragte sie.

Er nickte nur. Heimlich staunte er, wie fest und ruhig sie blieb.

Wilhelm regte sich jetzt. Er trug an der Stirn eine leichte Schürfwunde und war sonst äußerlich völlig unverletzt. Sein Gesicht war weiß; das gelbe Haar, die Brauen und der Schnurrbart stachen davon ab; aber er sah jetzt jünger aus als sonst. Er schlug die Augen auf; sein Blick war wild und zerfahren; allmählich klärte er sich. „Ja so — ich bin gefallen,“ sagte er mit ganz ruhiger, klarer Stimme, als besinne er sich jetzt.

„Brene!“ sagte er dann und wendete suchend den Kopf.

Berena stand zu den Füßen des Bettes. Der Arzt winkte ihr, zu bleiben, und trat selber zu dem Kranken. „Nicht sprechen!“ sagte er leise und fest. Wilhelm sah ihn fremd an. Plötzlich richtete er sich so weit auf, daß er sich auf einen Ellbogen mühsam stützte. „Brene!“ wiederholte er hastiger, ungeduldig. Der Doktor wollte ihn ins Kissen zurückdrücken; aber er stieß ihn unversehens und mit schwerer Faust zurück. Dabei ächzte er: „Lassen Sie mich doch!“ Und langsam drehte er den Kopf und sah um sich. Dann erblickte er Berena am Bettende.

Als ihre Augen sich begegneten, war sein Blick wieder halb verschleiert. Aber er wurde abermals heller und dann hob etwas darin zu schimmern an, das wie ein großes Staunen war.

Berena hielt die Hände verkrampft. In ihre Augen war ein seltsamer Ausdruck gesprungen. Aus ihrem Innersten kam etwas herauf, das sie viele Jahre darin zurückgehalten. „Wilhelm!“ sagte sie.

Da schien das Staunen ihn ganz zu überwältigen. Er war wie einer, der einen wunderbaren Fund macht, dessen Reichtum er selber kaum faßt. „Was — ja — ja — was — gern hast mich noch?“ stotterte er. Dann zuckte sein starkes Gesicht; es war fürchterlich zu sehen, wie

sein ganzer Körper von einem langsam aufquellenden Schluchzen allmählich gehoben und erschüttert wurde. Plötzlich sprengte es ihm Lippen und Nider. Ein kurzes wildes Wort entfuhr ihm: „Jesus!“ oder ein ähnlicher Laut. Selbst der Doktor, der von nichts wußte und ihn nicht näher kannte, verstand, was ihn aufwühlte und was er gleichsam für sich hatte sagen wollen: „Mensch, so — blind — bist — gewesen!“

Er hatte aber nicht Zeit, nachzudenken, der Doktor, denn der Oberkörper des Verletzten schlug nach außen. Just, daß er ihn noch aufging. Das Blut, das aus Wilhelms Mund schoß, nekte ihm die Kleider.

Berena Stadler war allein. Es war sonderbar, wie leer das Haus geworden war, in das sie vor Jahren eingezogen, und wie rasch es sich geleert hatte. Nun waren außer den Gesellen und der alten Friederike nur noch sie da und der kleine Bub, der Balthasar. Manchmal, wenn sie sich inmitten ihrer Arbeit und ihrer vielen Pflichten besann, mußte sie die Hand an die Stirn legen; Jahre hatte es gedauert und doch war alles plötzlich gekommen, — wie es jetzt war! —

Es war nun bald ein Jahr, daß Wilhelm neben Frau und Mutter auf dem Friedhof lag. In Haus und Geschäft ging alles seinen gewohnten Gang. Berena hatte nicht mehr viel zu lernen, um auch das noch verwalten zu können, was bisher Wilhelms Aufgabe gewesen. Die Gesellen gehorchten ihr. Das Geschäft ging nicht schlechter. Im Gegenteil: die abtrünnigen Kunden, die eine Zeitlang zu dem neuen Wäcker in der Nähe gelaufen waren, kamen einer nach dem anderen zurück.

Der kleine Balthasar gedieh. Er war ein strammer kleiner Mensch. Die Locken hatte er hergeben müssen. „Das ist gut für Herrenkinder,“ sagte die Berena, als die alte Friederike jammerte, daß der Bub den blonden Schmuck verlor. Die Berena war streng, überall kurz angebunden, auch dem Kinde gegenüber. Sie mußte zu sehr überall sein, als daß sie für den einzelnen viel Zeit gehabt hätte. Aber der Bub hing doch an ihr. Sein weißes Gesicht leuchtete auf, wenn sie kam. Er hatte nichts als Lachen und frohe Worte in ihrer Nähe, denn obschon sie wenig darauf einging, war in ihrem Wesen nichts, was Fröhlichkeit verbot. Sie war keine, die ihr Leben vertrauerte, weil etwas darin in die Brüche gegangen war. Rüstig und emsig tat sie ihr Tagewerk, und am Abend hatte sie ihre Feierstunde, in der ihr das Herz weit war, darum, daß sie ihr Werk recht getan.

Eines Sonntagabends im Spätherbst hatte sie mit dem Knaben die Zerahnin besucht. Sie hielt keinen großen Verkehr mit ihr, aber sie hielt es für Pflicht, der Großmutter zuweilen das Kind zu bringen. Nun war sie auf dem Heimwege. Die Straßen waren belebt, doch nicht überdrängt, und die Leute hasteten nicht wie am Werktag, sondern jeder ging langsam in einer gewissen Beschaulichkeit und Behaglichkeit seines Weges. Der Himmel spannte sich in eintönigem Grau über der Stadt, die Hügel verhüllend, die sie umgaben, so daß eine tote Eintönigkeit in dem dreifachen Grau der Gassen, der Häuser und des Herbsthimmels war. Als Berena mit dem Kinde sich einer der Brücken nahte, die aus dem kleinen Stadtteil, in dem die Zerahnin wohnte, nach ihrem eigenen Quartier hinüberführte, lag auch der See in dunkler Bleifarbe ihr zur Rechten. Weit hinaus dehnten sich die zwei trüben Flächen, der Himmel und der reglose See. Aber ganz fern, wie mit blanker, haar-scharfer Klinge geschnitten, grenzte ein goldener, seltsam leuchtender Streifen den Himmel und den See. Dort hatte ein Sonnenstrahl sich durch allen Dunst Bahn gebrochen. Es war, als sei von einer anderen, sonnigen, fast überirdisch

schönen Welt der Vorhang zurückgerissen; man sah in strahlende Tiefen und Fernen. In ihnen standen die verschwommenen Umrisse der Berge, geheimnisvoll, wie eben in das Dichten hineingerückt. Ein schönes reines Schneefeld lag nah unter dem Himmel. Die weiße Fläche glänzte wie tief im Chor einer dämmerigen Kirche von Kerzen bestrahlt, ein heiliger Altar. Berena hemmte unwillkürlich den Schritt. „Steh, die Berge,“ sagte sie zu dem Kinde, weil niemand sonst war, zu dem sie es hätte sagen können. Da staunte auch der Bub mit seinen großen blauen Augen durch das Geländer der Brücke einen Augenblick neugierig hinüber.

Vom großen Münster begannen jetzt die Sonntagabendglocken zu läuten. Berena durchfuhr eine schmerzliche Erinnerung. Auf dem See war es gewesen! Die Berge hatten geleuchtet!

Der Gedanke kam und ging.

„Kommi!“ sagte sie zu dem Knaben, faßte kräftig seine Hand und ging gleichsam fest und tapfer an ihrer verlorenen Jugend vorüber.

Jung war sie nicht mehr. Es war eigentlich sonderbar, wie rasch ihre Blige den Reiz und die Lieblichkeit ihrer früheren Tage verloren hatten. Während sie in ihrem schlichten schwarzen Kleid und einem ebenso schmucklosen Gut von gleicher Farbe dahinschritt, von mittelgroßem Wuchs, eher hageren Gliedern und nicht mehr vollen Wangen, sah ihr keiner nach, wie sie hinter der Berena Stadler hergeblüht hatten, die vor Jahren in St. Felix eingezogen war. Vielleicht eher noch, daß dann und wann ein Blick wohlgefällig in das muntere runde Gesicht des kleinen Balthasar zuckte, der selbstzufrieden im Gehen vor sich hinsang. —

Vollsdichtung und Volksbildung.

Von Franz Diederich.

(Schluß.)

Die neue Kultur, die um uns her brodelte, hat unmeßbar viel zerstört von der alten Vollsdichtung. Sie zerstörte die sozialen Verhältnisse, aus denen sie hervorging und die ihr Schutz gewährten, indem sie die Menschen ihr innerlich anglich. Der Sturm der neuen Kultur hat dies Gleichgewicht aufgelöst, hat das Band zwischen Jetzt und Einst zerrissen. Die breiten Volksklassen, die einst kraftvoll und freudebereit ihr Leben genossen, verschwanden, Elend und Unsicherheit wucherten auf und machten das Feld menschlichen Gefühlens brach und hart. Die Vollsdichtung von einst verschwand, lebte nur in kümmerlichen Nesten da und dort wie zufällig fort, und was sich an ihrer Stelle einnistete, starrte von Unschönheit und innerer Armut und Noheit. Auch wir erleben diese Periode noch. Aber wir erleben auch, wie sich nun aus der Bedürfnislosigkeit des Gefühlens ein neues Begehren drängt, das kulturell anspruchsvoller ist. Der harmonisch entwickelte Mensch soll wieder erwachen, und wer um dieses Ziel für sich selbst ringt, der weiß, wenn er den Liedern und Dichtungen jahrhundertalter gesunder Kraft lauscht, daß es nicht um flüchtiger Unterhaltung willen geschieht, sondern: um Erstorbenes im eigenen Innern wieder zum Leben zu bringen. Das ist der tiefere Sinn der neuen, wachsenden Lust an alter Vollsdichtung, die ein grünes weites Gefilde saftig spriegender Vollständigkeit gewesen ist.

Wir ernten heute die Früchte der Arbeit, die vor hundert Jahren getan wurde. Als die erschütternden Sensenhebe der großen Revolution das Alte in breiten Schwaden niederlegten, weil es kein Recht mehr hatte auf guten Ackergrund, war nicht Zeit zu vorsichtiger Auslese, und mit dem Schlechten sank mancherlei

Gutes hin. Deutschland war noch nicht revolutionsreif, die bürgerlichen Dichter und Denker begriffen meist den wilden Gang der Ereignisse nicht, sie sahen keinen Ausweg aus dem Wirrwahl, wandten sich, weil die demokratischen Ziele ihnen noch zu weit ab lagen, dem Gedanken zu, Deutschland könne nur wieder zur Größe gelangen durch Neubelebung mittelalterlicher Staatsherrschaft. Für die politischen Gedankengänge dieser romantischen Köpfe mußte alles erhöhte Bedeutung gewinnen, was jene entschundene Zeit an Gesundheit und Kraft des Volksgeistes aufzuweisen hatte. Meiste davon lebten ja immer noch. Das Nibelungenlied von Siegfried, die Erzählungen der alten Volksbücher, die Sagen, die Märchen und vor allem Volkslieder waren erhalten. Man mußte sich nur auf sie besinnen, mußte sie festhalten, neu beleben. Und da warfen sich die romantischen Dichter Clemens Brentano und Arnim von Arnim auf diese Aufgabe. Herder, der Schöpfer des Wortes „Volkslied“, hatte dreißig Jahre vor ihnen in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ gezeigt, welche Schätze auf dem weiten Erdenrunde überall bereit lagen. Nun retteten Brentano und Arnim große Mengen von dem noch ungehobenen Schätzen in Deutschland; im Jahre 1806 erschien in Heidelberg der erste Band ihrer Sammlung deutscher Volkslieder unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“. Mit diesem Buche wollten sie, wie sie selbst sagten, „allen alles wiedergeben, was in vieljährigem Fortrollen seine Diamanthaftigkeit bewahrt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet, alle Fugen und Ausschritte hat zu dem allgemeinen Denkmal der Deutschen: das Grabmal der Vergangenheit, das frohe Mal der Gegenwart, der Zukunft, ein Merkmal in der Kennbahn des Lebens!“ Sie haben ihr Werk Goethe gewidmet, und mit Freuden begrüßte der alternde Dichter die Gabe, die das Werk seiner eigenen Jugend um ein so wichtiges Stück fortführte. Es ist nicht über Nacht in die Massen des Volkes gedrungen, aber in die Herzen neuer Dichter drang es sogleich. Wie Goethes junge Lyrik schon um 1770 die weckende Wirkung widerspiegelt, die das alte Volkslied auszuüben vermochte, so nun zunächst die Lyrik Uhlands, Eichendorffs, Heinrich Heines. Heine hat dem „Wunderhorn“ ein prächtiges Gedendblatt geschrieben. „Dieses Buch,“ so sagte er fast ein Menschenalter später, „kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt das Buch vor mir und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. . . Auf dem Titelblatte ist ein Knabe, der das Horn bläst, und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beschleichen, wie den Schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Postei Schildwache stand, fern den Ruhreigen hörte, die Rufe von sich warf, über den Rhein schwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deserteur erschossen wurde. . . Es liegt in den Volksliedern ein sonderlicher Zauber. . . In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich alle seine düstere Seiterkeit, all seine närrische Vernunft; hier trommelt der deutsche Horn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der echt deutsche Wein und die echt deutsche Träne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als ersterer, es ist viel Eisen und Salz darin. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue welche Ehrlichkeit!“

Die siebzig Jahre Forschung, die uns heute von diesen Worten trennen, haben uns gelehrt,

daß der Inhalt des Wunderhorns mit seiner schönen Charakteristik doch noch nicht in seinem ganzen Werte gekennzeichnet ist. Wir wissen, in vielen Volksliedern birgt sich altheidnischer Urzeitgehalt. Manches können wir enträtseln, vieles aber auch hüllet sein Geheimnis undurchdringlich.

Das Eindringen wird besonders auch deshalb so schwer, weil diese alten Lieder durch die Jahrhunderte hin nicht unverändert geblieben sind. Das Volk hat sie aufgenommen, hat sie mündlich weitervererbt, und auf dem langen Wege ist Sinn und Wort oft fremd geworden und nur verborgen und wirr auf uns gekommen. Oder die Lieder sind auch wohl ganz und gar umgedichtet worden. Für einzelnes weiß man das bestimmt. Daraus darf man schon für anderes schließen. Vier Jahrhunderte trennen uns heute von der Blütezeit des Volksliedes; die hat natürlich den größten schöpferischen Anteil an dem Liederschätze, den wir heute kennen. Aber in den etwa 100 000 deutschen Volksliedern, die nach Ludwig Jacobowskys Berechnung gedruckt und handschriftlich vorhanden sind, steckt doch mehr als die Arbeit eines einzigen eng begrenzten Zeitalters. Das ist ja gerade die Bedeutung der alten deutschen Volksdichtung, von der das Volkslied ein Teil ist. Die Macht, mit der eine elementare Kraft sich Geltung verschafft.

Ist es nicht seltsam, daß immer dann diese Kraft hervortrat, wenn sich in Deutschland soziale und politische Erschütterungen vorbereiteten? Als das Christentum eindrang und den heidnischen Anschauungen der germanischen Völker ein Ende zu machen suchte, stürzte es sich auch auf die alte Volksdichtung. Karl der Große hatte ihr noch ein großes Interesse zugewendet; er ließ sammeln, was sich an alten Heldenliedern vorfand. Aber seine Nachfolger ließen dem Willen der Kirche freie Hand, und sie wüßte barbarisch unduldsam darauf los. Eine lateinische Klosterdichtung entwickelte sich und trug ihre christlichen Tendenzen in die alten Volksgesänge. Aber im 11. und 12. Jahrhundert erwächst ihr aus dem Volke Gegnerschaft, und daß hier das alte einfache Lied noch nicht ausgerottet war, davon zeugt die nun ansehende höfische Dichtung. Die wuchs in dieser Zeit mächtiger sozialer und geistiger Bewegung einher mit der Bedeutung, die dem Rittertum durch die Kreuzzüge zufließt. Sie ist fast plötzlich da.

Die Einwirkungen, die aus der Berührung mit anderer, fortgeschrittener, fremdsprachlicher Dichtung stammten, erklären diese Plögligkeit nicht allein. Sie ist nicht denkbar ohne den Unterbau einer eingelebten Volksdichtung.

Und sie hatte in der Tat günstige Zeit gehabt. Im Beginn des 12. Jahrhunderts herrschten Zustände der Zerrissenheit in Deutschland, die so schlimm waren wie die des dreißigjährigen Krieges. Dazu die Auflösung alter sozialer Geschlossenheiten unter den Wirkungen wachsender Macht der Kirche, der Ritter, der Fürsten. Die Schicht der fahrenden Leute deutet mit ihrem Wachsen an, daß die alten Volksorganisationen sich lockerten, daß sie zu eng und nun gesprengt wurden. Diese Schicht aber war der Boden, auf dem der Volksgesang gedeihen konnte. Was sich dort sprachlich und künstlerisch vorbereitete, nahm nun die Ritterdichtung, der Minnesang auf. Aber sie hat nur wenig hinterlassen an Liedern, was lebenskräftig genannt werden kann. Denn sie war eine Formkunst, litt an einem Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer das hatte, wie Walter von der Vogelweide, dieser Sänger ritterlichen Geblüts, der aus österreichischen Landen stammte und als ein fahrender an Ritterhöfen lebte, nur solch ein Dichter wirkte weiter.

Walter erlebte noch den Niedergang der höfischen Dichtung. Als die Kreuzzüge, die das

12. Jahrhundert füllten und noch einige Zeit ins 13. reichten, an Bedeutung verloren, ging diese Dichtung schnell zu Ende, und wieder drängten die ärgerlichen Weisen des Volksgesangs, die „ungeflügten Töne“, wie Walter sie nannte, in den Vordergrund: das Minnelied der Ritter räumt dem Volksliede den Platz, nicht ohne ihm zu geben, was es Gutes besaß. Die Fahrenden, die Träger des Volksliedes, kommen an den Burghöfen zu Ansehen, sie werden ein Bedürfnis und sogar ihre rechtliche Lage bessert sich. Aus dem Paria wird vielfach ein geschickter Dienstmann. Der ritterliche Minnesang gipfelte im religiösen Marienkult, jetzt aber drängten wieder heidnische Töne heran: das Lied des Lannhäuser von der Frau Benuffin ist bezeichnend für diese Zeit.

Aber wieder gleitet jetzt Deutschland in Zeiten politischer und sozialer Erregung hinein. Das fünfzehnte Jahrhundert, also das vor der Reformation, ist erfüllt von gärender Bewegung. Stillstand und dringendes Suchen nach einem Ausweg gehen nebeneinander. In den Städten zwar siegt die Macht der Bünfte über die bis dahin allmächtigen Patrizier, aber im Reich fehlt es an Zusammenschluß gegen die Gewalt von Kaiser und Papst. Die Zeit der kirchlichen Reformatoren ist angebrochen, Volkspropheten kommen und verkünden Zusammenbruch und Umsturz. Der Sieg der Geldwirtschaft ist längst entschieden und erschüttert die altererbte Sicherheit aller Enden; die Buchdruckerkunst wird erfunden und schon nach kurzer Zeit in ihrer Bedeutung für den politischen Kampf nutzbar gemacht; der neue Seeweg nach Ostindien wird von den Portugiesen entdeckt, und die Veränderungen, die er im europäischen Handelsverkehr bewirkt, werden bald in Deutschland unbehaglich fühlbar. Diese Zeit ist die größte Zeit der Volksdichtung gewesen. Der alte Besitz von Sagen belebte sich neu. Die alte Spruchdichtung, schon von Walter von der Vogelweide eifrig und tapfer politisch gepflegt, wächst zu derber satirischer Wucht an. Ein Mann wie Peter Suchenwirt aus Oesterreich hat in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts soziale Töne gefunden, die wir auch aus dem 19. Jahrhundert kennen:

Dem Reichen sind die Kasten voll,
Doch leer sind sie den Armen;
Dem Böbel wird der Magen hohl,
Es ist schier zum Erbarmen.

Mit Ingrimme erfüllt die Proletarier der Anblick der gelben, verhungerten Gesichter ihrer Weiber und Kinder. Sie rotten sich in den Gassen zusammen, mit Waffen, fürchterlich blickende Gestalten:

Ein Hausen dringt dem andern vor,
Benehrt und gar vermessen:
„Den Reichen brechet auf das Tor,
Wir woll'n mit ihnen essen!“

Und fällen sie uns Mann für Mann,
Bitter ist Hungers sterben.
Drum frisch! seht euer Leben dran,
Oh elend wir verderben!“

Dieser heftige Ton des Aufruhrs ergänzt sich dann durch die satirische Kraft, die das 15. Jahrhundert entwickelt. Ihr gehört ein Sebastian Brant aus Straßburg, der Dichter des Narrenschiffs, von 1494, dieses Buches moralischer Satire gegen Schäden der Zeit und ihrer Menschen. Ihr gehört auch der Franziskanermönch Johannes Pauli an, der zur Besserung der Menschen volkstümlich beredete Beispiele, Geschichten, Vergleiche aus Predigten zusammenlas und 1522 als „Schimpf und Ernst“ herausgab. Und dann unter den anderen vor allem Hans Sachs.

Die Buchdruckerkunst hat dieser Volksdichtung schnell zur Macht verholfen. Es half da nichts, daß in eben dieser Zeit, seit Mitte des 15. Jahrhunderts, durch kaiserliche Verordnung

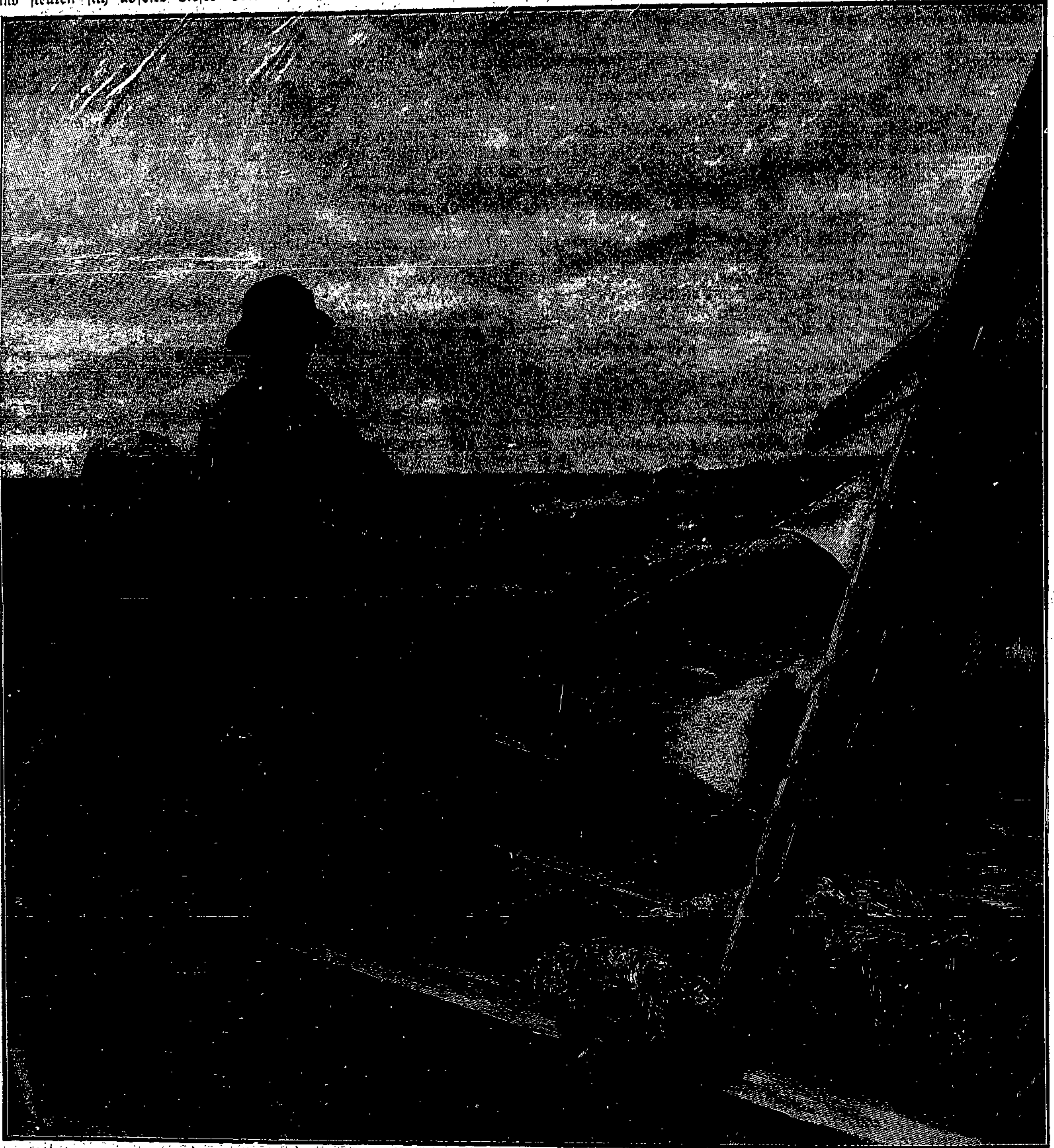
die heimatlosen Fahrenden als Vagabunden bedrückt wurden, zumal die Säger und Spruchsteller, weil sie, wie es hieß, geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasteten; „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht“.

Die zunftbürgerlichen Meisterfinger in den großen Städten am Rhein und in Süddeutschland stellten sich abseits dieser Volksdichtung.

Sachs hat auch Meistersang getrieben, er gehörte der Nürnberger Zunft an, aber sein Dichterblut bildete die engen Gassen nicht, und wo es sich dichterisch ausgelebt hat, da hat es freie Volksdichtung gegeben. Das Lied von der Wittenbergischen Nachtigall ist ein Stück dieser Art, und es ist zugleich ein Beweis, wie dieser Meister der Schuhmacherzunft sich von der Re-

1530 — gibt der Entwicklung des Volksliedes in all seinen Farben und Formen die Höhe.

Und nun nach zwei Jahrhunderten des Daniederliegens der deutschen Volksdichtung, die mit der politischen Ohnmacht des Volkes zusammenfällt, dies neue Aufstehen in eben der Zeit, die das Jahrhundert der Revolution vorbereitet. Der Auf Rousseaus — Zurück zur

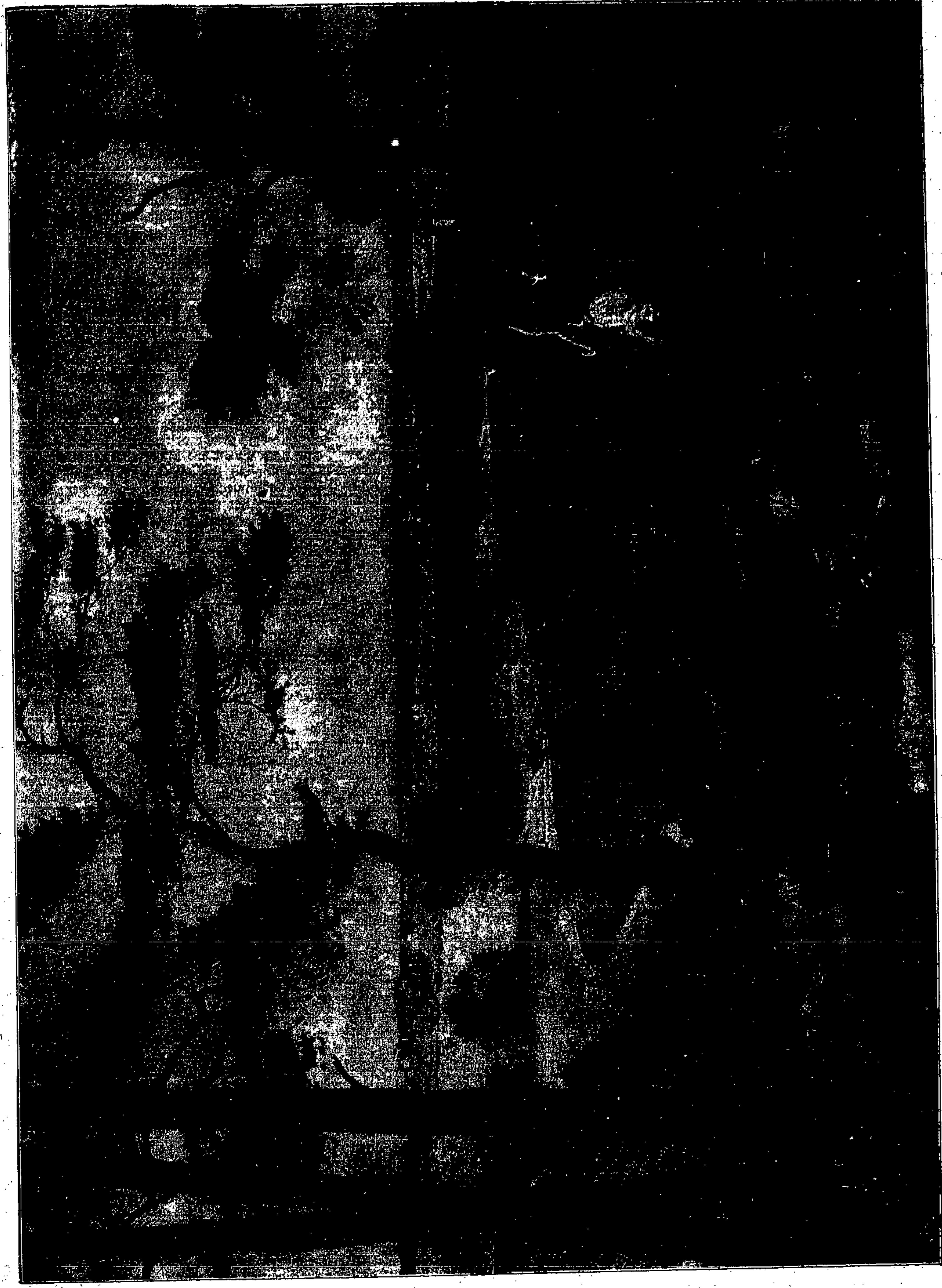


Im Segelboot. Nach einem Gemälde von Alb. Edelmann.

Sie versuchten etwas Ähnliches wie die Minnesänger zwei Jahrhunderte früher auf ihren Burgfeste und knüpften auch bei Minnesängern direkt an, allerdings bei solchen bürgerlicher Herkunft, wie bei Heinrich Frauenlob aus Meissen, der um 1300 lebte. Sie wollten eine Kunstdichtung schaffen und pflegen, aber sie zwängten die Poesie pedantisch ein, nahmen ihr den Höhenflug, duldeten auch die Satire nicht. Hans

formation mitreißen ließ. Der Nürnberger Rat hat das ihm übel vernierkt, hat ihn getadelt und verwarnt, und er hat dann auch politisch geschwiegen; aber das einmal Gegebene, lief lebendig um. In den Reformationsjahren brach der angesammelte politische Zündstoff der Zeit mächtig aus. Mitten inne stehen die Aufstände der Bauern von 1525. Und eben diese Zeit — man sagt sogar ganz bestimmt das Jahr

Natur! — ergriff unseren deutschen Denker Herder, und er gab den Anstoß, die Volksdichtung neu zu werten; aus ihr das Wesen der Völker zu erlauschen. Herders Einfluß auf den jungen Goethe ist eins der bedeutendsten Kapitel in der Entwicklung der neuen deutschen Dichtung. Und dann ein dritter Mann der Tat, der Dichter des Göttinger Hainbundes, Gottfried August Bürger. Der schrieb 1778 einen Aufsatz



Spätsommertag. Nach einem Gemälde von Sophus Hansen.

über Volkspoese und ging dem Fremdtum und aller Nummererei der Dichtung, die damals in deutscher Mode war, mit genialer, erquicklicher Keulengrobheit zu Leibe. Das Buch der Natur, das Volk im ganzen müsse man lesen lernen, anders sei kein Heil. „Mir liegt,“ rief er, „das Wohl und Wehe der Poese am Herzen. Ihre Produkte wünscht ich insgesamt volkmäßig zu machen. Durch Popularität, mein ich, soll die Poese das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinwegweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Ausfähigen rein macht! Und das alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammerthale.“

„In solche Worte, denk ich, soll man sich erinnern, wenn man alte Volksdichtung genießt. Es ist mehr als müßig-ergöhlisches Spiel. Das Zeitalter der großen Revolutionen, dessen Anfang die Herder, Goethe, Bürger erlebt haben, ist noch nicht zu Ende, und die damals aufs neue entfachte Lust am alten Volksliede, an alter deutscher Volksdichtung strebt immer noch neuen Höhepunkten zu.“

Das alte Volkslied wurde nicht gelesen, es lebte gesungen, und heute gerade wird gesorgt, daß wir wieder erfahren, welch eine Fülle von Leben dieser alte Liedgesang barg. Goethes Mahnung wird mehr denn je erhört:

Nur nicht lesen, immer singen:
Und ein jedes Wort ist bein!

Das Lautenspiel will wieder volkstümlich werden, in den Gesangsvereinen der Arbeiter wacht die Lust am Volksliede immer heller auf, und den besten Zulauf haben die Kunstabende der Arbeiter, die diese alten Lieder in all ihrer Innigkeit und derben Kraft bieten. Wir freuen uns all ihrer Urgesundheit. Und das gerade ist das Starke an dieser Volksdichtung, daß sie uns anzieht und mitnimmt, weil sie uns Freude gibt. Das Beste deshalb, weil Freude eine so einzig große Bildnerin menschlichen Wesens ist. Alles aber, was Menschen vorwärts und aufwärts entwickelt, zählt wichtig mit im großen revolutionären Werden der Kultur.

Der Hecht.

Von Fritz Skowronnek.

Die Menschen nennen es Altweibersommer. In Wirklichkeit ist es ein herrliches Abschiedsfest, das die Erde alljährlich zu Ehren des scheidenden Sommers veranstaltet, ehe sie sich zum Winterschlaf die weiße Decke über das Gesicht zieht.

Erst schmückt sie die von Staub und Hitze verunstalteten Bäume, daß ihre Blätter in allen Schattierungen von Gelb und Rot erstrahlen. Das gibt mit dem dunklen Grün der Kiefern und Fichten eine Farbenharmonie.

Und welch ein Leben und Treiben im See! Müden gibt's nicht mehr zu hauchen, aber der warme Sonnenschein hat die winzigen Lebewesen, von denen sich der kleine, flinke Fisch Melei nährt, an die Oberfläche emporgelockt. In dichten Scharen ziehen die silberglänzenden Fischlein dahin. Bald hier, bald dort schnell eins im Uebermut aus dem Wasser empor und fährt wie ein Lichtblitz meterweit durch die Luft.

Ja, jetzt können sie lustig sein! Der eine ihrer größten Feinde, der Barsch, hat sich in die Tiefe begeben, und der andere Räuber, der Hecht, hat sich in die Rohrdichte am Ufer zurückgezogen, wo er stundenlang, wie träumend, ohne

die leiseste Bewegung dasteht. Das ist die Zeit der schönsten und erfolgreichsten Fischjagd, in der man gewaltige Tiere zu Geficht bekommt, die den Namen „bemoostes Haupt“ mit Recht verdienen.

Nächst dem Wels ist der Hecht der größte Fisch unserer Binnenseen. Bei reichlicher Nahrung wächst er schnell heran und erreicht schon im Alter von drei bis vier Jahren ein Gewicht von zehn Pfund. Dann wird die Gewichtszunahme langsamer, so daß man nicht einmal schätzen kann, wie alt die gewaltigen Burschen von dreißig und mehr Pfund sein mögen. Die schwersten Hechte sind in Norddeutschland im Spirding gefangen worden. Siemogon-60 Pfund!

Das war ein Fischzug! Am Tage vor dem Beginn der Frühjahrs Schonzeit (im Jahre 1886) ging es mit einem großen Garn auf das schon ziemlich milrbe Eis. Der Frost hatte in der Nacht die bereits dunkelgrau aussehende Decke gefestigt. Im Morgengrauen wurden die Löcher geschlagen. Der Zug umfaßte den äußersten Zipfel der flachen Bucht, die im Frühjahr zahllosen Scharen von Fischen als Laichrevier dient. Bald nach dem Einholen der Reinen, als die Flügel in der Wune erschienen, zeigten sich die ersten Hechte. Das Eis hatte sich unter dem Gewichte der Fischer gelockt, fußtief stand das Wasser darüber. Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich der Männer, denn aus der Wune schossen, vor dem Netz fliehend, große Fische, von denen man in dem schmutzigtrüben Wasser nur die dunklen Rücken sah.

Als die Garnmeister das Zeichen in der Hand hielten, das die Hälfte des Sackes anzeigt, stand das Netz fest. Die Menge der gefangenen Fische hatte sich in der geringen Wassertiefe zwischen Eis und Seegrund eingekesselt. Der Sack mußte bis zur Wune ausgekrempelt werden. Mit einem großen Kescher wurden die Hechte herausgeholt, bis die Menge sich verteilte und das Netz einige Fuß vorwärtsgezogen werden konnte.

Die Ausbeute dieses Zuges steht wohl einzig da. Sie betrug über 400 Zentner Hechte, alle in nahezu laichreifem Zustande, von denen keiner unter 20 Pfund wog; etwa ein Duzend der größten wurde herausgesucht, um ihr Gewicht festzustellen. Es waren mehrere von 60 Pfund darunter. Im Ladogasee sind nach der Befundung des russischen Fischereiamtes die größten Hechte von 70 Pfund gefangen worden. Wieviel Gefahren müssen diese Fische entgangen sein, ehe sie diese Größe erreichten! Aber noch wichtiger ist die Frage, wieviel ruhbare Fische, von der Größe bis zum Brassen, diese Riesen verschlungen haben, um sich zu ernähren und weiter zu wachsen! Der große Hechtzug auf dem Spirding war ein Segen für das ganze Gewässer, denn, sehr gering geschätzt, braucht der Hecht zu seiner Erhaltung im Laufe des Jahres das Bier- und Fünffache seines Körpergewichts an Fischfleisch. Ja, es liegen Erfahrungen vor, daß junge Hechte, die im Frühjahr, zwei Pfund schwer, in einen mit Karaschen angefüllten Dorsteich eingesetzt wurden, bis zum Herbst sieben Pfund an Gewicht zunahmen! Von den Karaschen waren allerdings nicht mehr viele vorhanden, aber der Zweck der Befegung war erreicht: die wertlosen kleinen Fische waren in Hechtfleisch umgewandelt.

In einem Gewässer, das nach neuer Methode bewirtschaftet werden soll, ist der Hecht vom Uebel, gleichviel, ob man Karpfen oder Zander als Hauptnussfisch erziehen will. Da heißt es, mit allen Mitteln die Hechte, vornehmlich die großen, auszurotten, weil man mit den eingesezten Fischen ihnen nur Futter liefert. In flachen Seen mit festem Untergrund ist dieses Ziel mit dem Zugnetz durch Ausdauer zu erreichen. In tiefen Gewässern muß man dem Hecht in der Laichzeit beizukommen suchen, um ihn wegzufangen, ehe er sich vermehrt hat.

Aber während beim Weidwerk die dem nutzbaren Wilde nachstellenden Raubtiere ungeschickt bleiben, genießen Hecht, Barsch und Wels in fast allen deutschen Staaten während der Periode der Fortpflanzung den Schutz der Schonzeit. Da bleibt als letztes Mittel nur die unermüdbliche Handhabung des dreiwandigen Staaknetzes. Und die erfolgreichste Zeit sind die schönen, klaren, stillen Herbsttage, wenn die Erde dem scheidenden Sommer das Abschiedsfest rüstet.

Es gibt kaum eine andere Art der Fischerei, die dem Weidwerk so nahekommt, wie das Jagen des Hechtes im Röhricht. Ja, man kann wohl sagen, daß es an spannenden Momenten reicher ist als Anstand oder Treibjagd. . . . Schon am Abend vorher rüstet man das Netz. Sein dichtmaschiges Blatt, das den Anprall der spitzen Hechtschnauze auszuhalten hat, ist aus Baumwolle gestrickt, die sich weicher und nachgiebiger erwiesen hat als Garn. Die beiden großmaschigen, sogenannten Spiegelneze, die vor oder hinter dem Blatt stehen, sind aus starkem Hanf geknotet. Jeder Schwimmer, jeder Senker muß an seiner richtigen Stelle stehen.

Mit Tagesgrauen ging es los. Die Sonne hatte sich noch kaum über den Horizont erhoben, als wir vom Lande abstiegen. Unser Ziel war eine flache Bucht, wo ausgedehnte Dickichte von Rohr, Binsen, Kalmus und Schachtelhalm die Ufer umsäumen. Unhörbar glitt der leichte Rahn am Ufer entlang.

Am Schauplatz unserer Tätigkeit angelangt, wechselten wir die Plätze. Wir hätten ja überall das Netz ausstellen und jagen können, aber wir zogen es vor, nur dem, wie der Weidmann sagen würde, „bestätigten“ Hecht nachzustellen. Langsam schob ich den Rahn am Rohr entlang. Hochaufgerichtet stand mein Fischmeister und spähte auf die im leichten Luftzug hin und her wogenden Binsen.

Jetzt ein kurzes Zeichen: mit der Steckstange, die in den Grund bohrt, wird der Rahn angehalten. Leise, jegliches Berühren der Bordwand vermeidend, ziehe ich die Ruder ein und stoße auch meine Stange ein. Noch einmal läßt der Alte seine Augen über das Dickicht fliegen. Der große Hecht, den er erspäht, steht fest. Hoffentlich schleicht er sich nicht davon, während das Netz ausgestellt wird! Nein, er steht ruhig. Nun schiebt er dicht am Grunde durch das Gewirr der Stengel die eine Hälfte des Netzes rechts, die andere links vom Hechte dem Ufer zu.

Alles ist bis jetzt gut gegangen. Nun stoße ich den Rahn seitwärts ins Röhricht. Schon flüchten zwei, drei kleinere Fische dem Netze zu. An dem Tanzen der Schwimmer kann man sehen, daß sie darauf gestoßen sind und sich verstrickt haben. Währenddessen hat mein Gefährte die Stelle, wo der große Hecht steht, scharf beobachtet. Meistens pflegt der Schlaue sich vor dem herannahenden Rahn zu wenden, mit dem Kopfe der Tiefe zu. Hat aber das Ausstellen des Netzes ihn schon stutzig gemacht, dann sucht er oft still nach dem Ufer davonzuschleichen.

„Wie steht er?“

„Das ist ein ganz Schlauer! Den muß ich erst umwenden.“

Langsam läßt er die Stange durch die Hände laufen. Wie eine gelbe Schlange windet sie sich durch die Salme, kaum einen Fuß breit vom Kopf des Hechtes vorbei. Das Manöver ist gelungen. Mit einem Schwanzschlag hat der Fisch sich gedreht und kasterweit vorwärts geschoben. Jetzt kommt der entscheidende Stoß. Wie ein Blitz faust die mit einem spitzen Nagel bewehrte Stange auf die Stelle zu, wo der Hecht steht. Ein Wasserschwall steigt empor, und stürmisches Zucken der Binsen zeigt an, daß der gewaltige Fisch in rasender Schnelligkeit auf das Netz zugeschossen ist. Aber vergeblich warten wir auf das Tanzen der Schwimmer. Sollte

das Netz mit der Untersimme irgendwo auf einem Bündel Kraut aufliegen? Dann war der durch Gefahr gewirkte Gegner sicherlich durch die Luke entschlüpft.

„Wie ist das möglich?“

Er zuckt die Achseln.

„Er stand zu tief, ich habe über ihn weggestoßen. Na, vielleicht finden wir ihn noch vor dem Netz.“

Ja, wir fanden ihn. Aber als die Stange auf ihn zukaufte, hob er sich mit kräftigem Schwung über das Wasser empor und schnellte mit klastertweitem Sprung über das Netz. Es war ein prächtiger Anblick, nur für uns betrübend.

Und nun schalt sich mein Gefährte selbst wegen seiner Ungeschicklichkeit aus, als wenn er einen Dritten vor sich hätte. Auch die drei kleinen Hechte, die er unbeabsichtigt ins Netz geschleudert hatte, beschwichtigten seinen Unmut nicht. Erst als wir eine halbe Stunde später wieder einen Mieser umstellt hatten, gab er sich zufrieden. Gleich der erste Stoß sah. Ich sah selbst, daß die Stange nicht weiter fuhr, sondern aufstieß. Der starke Ruck hatte dem Hechte die Ueberlegung geraubt. In einer einzigen Flucht schoß er bis ins Netz hinein, daß die Schwimmer wie toll tanzten und dann in die Tiefe versanken.

Mit starker Anstrengung schoben wir den Rahn über das hemmende Dickicht hinterdrein. Bis zur Schulter fuhr mein Gefährte mit dem Arm ins Wasser und griff in die Spiegelmaschinen. Ich war dicht an ihn getreten und spähte in die klare Tiefe. Nein, der entging uns nicht mehr! Bis über die Mitte des Leibes steckte er in dem Beutel, den er sich ausgestoßen hatte. Im nächsten Augenblick war das Stück Netz eingehoben. Noch in den Maschen wurde der Gewaltige, der stark 20 Pfund wog, durch einen Stich mit dem Messer getötet, sonst hätte er sich vielleicht doch noch mit seiner Schnellkraft aus unseren Händen befreit.

Mit reichem Fange kehrten wir abends zurück. Aber mein Freund war nicht zufrieden. Ihn wurmte es, daß außer dem Springer ihm noch mehrere große Hechte entkommen waren. Einige waren direkt unter dem Rahn entwischt, und einer war ihm spurlos mitten im Jagen verschwunden, obwohl er Stoß bei Stoß das Rohr absuchte. Es war nicht ausgeschlossen, daß er von der Stange getötet am Grunde lag.

Für die Sportangler Norddeutschlands hat der Hecht die gleiche Bedeutung wie der Fuchs für die Süddeutschen und Oesterreicher. Sein Fang mit der Angel bietet die gleichen interessanten Momente eines aufregenden Kampfes zwischen menschlicher Geschicklichkeit und roher Naturkraft. Es gibt auch noch einige Gewässer, auf denen der Fischer den Fang des Hechtes mit der Angel gewerbsmäßig betreibt. Und da ihm nicht um das Vergnügen des Kampfes, sondern nur um die Beute zu tun ist, so bedient er sich eines außerordentlich starken Geräts, das ihm die Anwendung von Gewalt gestattet. Eine Bambusrute von sechs bis sieben Meter Länge trägt eine dicke Seiden- oder Hanfschnur. Auch der Haken ist entsprechend groß.

Trotzdem kommt es nicht selten vor, daß der Hecht sich losschlägt. Er steigt, sobald er den Zug der Schnur fühlt, zur Oberfläche empor und versucht einen mächtigen Luftsprung. Kaum auf das Wasser zurückgefallen, schnellt er sich blitzschnell nach der anderen Seite fort. Ist im Augenblick des Niederfallens die Schnur straff gespannt, dann reißt sie wie Spinnweben, oder der Haken bricht ab. Daß der Hecht in den Anorpeln seines Rachens Schmerz empfindet, wird sowohl von Männern der Wissenschaft wie der Praxis bestritten. Sonst würde er, der sich eben losgeschlagen hat, nicht, was oft geschieht, sofort auf den nächsten Köderfisch loschießen.

Ist es mir doch selbst passiert, daß ein und derselbe Hecht mir dreimal in fünf Minuten an die Angel ging! Zwei Meter vom Rahn, dicht an der Oberfläche, blieb er stehen, verschluckte den abgerissenen Köderfisch und schoß sofort auf den nächsten zu, den ich dicht vor ihm auswarf.

Diese Art der Angerei hat etwas sehr Graujames an sich, weil man den lebenden kleinen Köderfisch mit dem Haken durchstechen und daran zappeln lassen muß. Auch die verfeinerten Arten, bei denen man das Fischlein „nur“ durch das Nasenloch anhängt oder die Haken mit Gummiringen, die um den Leib gelegt werden, befestigt, sind nicht viel besser. Um so mehr muß man der Sportangelei Weisfall zollen, daß sie den lebenden Köderfisch durch eine Nachbildung in Metall, Perlmutter oder Knochen ersetzt. Natürlich darf diese Nachbildung nicht still im Wasser hängen, sonst würde sie vom Hecht gar nicht beachtet werden. Sie muß ihm durch schnelle Bewegung das Bild eines schnell schwimmenden Fischleins vortäuschen. Damit erregt man seine Gier; er schießt hinterdrein und packt zu, ohne vorher seine Beute zu prüfen.

Die einfachste Methode dieses Fanges ist das Darren. Man schleppt hinter schnellfahrendem Boot an langer, dünner Leine einen silbernen oder goldig glänzenden Löffel, der am Ende einen starken Haken trägt und sich glitzernd im Wasser dreht. Weitläufiger ist die Spinnangelei. Dazu bedarf man einer kurzen, aber elastischen Rute, die am Handgriff eine Gaspel oder Rolle trägt, auf der 60 bis 100 Meter dünne Seidenschnur aufgewickelt ist. Sie wird durch Ringe an der Rute bis zur Spitze entlang geführt und trägt am Ende das mit Blei beschwerte, fischförmige Blechstück, das auch Spinner genannt wird, weil es im Wasser sich schnell dreht oder „spinnt“, wie der Angler sagt.

Mit einem geschickten Wurf schleudert man den Spinner 30 bis 40 Meter weit aus und holt ihn mit Hilfe der Gaspel wieder ein. Steht ein Hecht in der Nähe und ist er einigermaßen bei Appetit, dann läßt er sich betören und greift zu. Nun beginnt ein spannender Kampf. Schnur und Rute sind so leicht gearbeitet, daß sie einem scharfen Anprall nicht standhalten. Hier setzt aber das unscheinbare Hilfsmittel, die Rolle, mit ihrer Wirkung ein. Sie wird gehemmt und ermüdet dadurch den mit 50 Meter Schnur davonlaufenden Hecht. Steht er still, dann sucht man ihn durch Aufhaspeln der Schnur heranzuholen. Wieder fährt der Hecht zur Tiefe, wieder zieht man ihn zum Rahn. So wiederholt sich das Spiel bei einem schweren Fisch wohl zwanzig- bis dreißigmal, bis er ermattet den weißen Bauch nach oben kehrt.

Spätsommer.

Nun war'n die glüh'nden Sonnentage,
Die Blätter wurden gelb und braun und gold.
Schon weht ein Wind, der bang und zage
Und kühlend doch um Busch und Bäume rollt.

Die Blätter wirbeln an der Erde,
Noch ist es nur ein blindes Kinderspiel . . .
Dahinter doch mit Herbstgebärde
Naht der Zerstörer sicher sich dem Ziel.

Sans Santeda.

Allerlei Fabeln.

Von Robert Walter.

Wahrheitsferkel.

Ein schmieriges Ferkel blinzelt zum ehernen Bildnis der keuscheften Göttin empor, quietscht und grunzt: „Zu solcher Farbe also hat man Dich zurechtgelogen, Wahrheit?! Gut, daß du dich doch noch in mir zur rechten Vollkommen-

heit verkörpert hast: ich dede selbst den größten Rot auf und lasse den übelsten Mist nicht un-durchwühl!“

Affenbank.

Man wirft einem Affen ein Stück Zucker durchs Käfiggitter. Kaum hat er es verschlungen, so faucht er die Gaud an, die ihm die Gabe spendete.

Netz . . . Haltung!

Der Fuchs schlich in den Geflügelhof und biß einem prächtig glänzenden Pfau die Gurgel durch.

„Oh . . .“ flüsterte ein erschrockener Hahn zu einem anderen Pfau, „sahen Sie es? . . . Der Tod ist schrecklich, Exzellenz.“

„Schmerzliches meiner Erlebnisse!“ nieselte der Pfau, „ich sah, wie der Baron im Angesicht des lächerlichsten Todes alle Haltung verlor; er stieß seinen makellosen Schweif in eine Mistpfütze, psui! Er gab in feiger Weise die Würde seiner Familie preis! Ist er tot? . . . Ihm geschah recht. Er war Plebs.“

Das Kamel triumphiert.

Mitten in der Wüste . . . nach endlosen Strapazen . . . brach der edle Verberhengst zusammen.

„Siehst Du,“ grinste das Kamel und beschnupperte den Verröchelnden mit stinkigem Atem, „wer ist denn nun in Wirklichkeit das wertvollere Geschöpf von uns beiden, du Sammervieh?“

Schmock.

„Der große Löwe ist dahin!“ grüßte der Schakal mit blutbesudelter Schnauze die Giraffe, „ich habe ihn vernichtet und vertilgt.“

„Als er schon tot war,“ dankte die Giraffe höhnisch.

„Aber ich habe ihn vernichtet und für alle Zeiten unschädlich gemacht,“ bellte der Schakal zurück.

Die Giraffe reckte den Hals. „Ich habe den großen Löwen schon besiegt, als er noch lebte!“

„Aber du flohst ja vor ihm!“

„Keineswegs. Ich besiegte ihn durch die Flucht!“

Nachfahren.

Die Ohrwürmer kolportierten ihre Familienchronik. „Biele unserer Väter fanden den Geldentod im erbitterten Kampf mit den Löwen.“

Ein Ameisenlöwe wälzte sich darüber belustigt in seinem Erdtrichter. „Geran!“ schnippte er und bombardierte die Großmäuler mit Sandkörnern, „folgt dem Beispiel der Ahnen, ihr Feiglinge.“

„Lieber Gott,“ adselzuckten die Ohrwürmer, „nennt man die Vermeidung der Gefahr Feigheit? Wir wurden eben geistiger.“

Wohltätigkeit.

Ein Magot vergnügte sich mit einem vornehmen Seidenpinscher das liebe Leben. Was der Hund an Bosheiten der Langeweile ausheckte, ahnte ihm der Affe eifrig nach. Jeder hindische Streich wurde affisch verdoppelt.

Einmal kam ein armer Parrenhund vor das Parkgitter und bettelte beim Seidenpinscher. Dem war das Wohltun eine Neuheit, die ihn belustigte. Er schob einen Knochen durch die Stäbe und rief zum Affen: „Gib dem armen Hund ein Stück von deinem Zucker.“

Der Magot spielte eben Tennis. „Was?“ brüllte er empört, „ich bin doch kein Affe, daß ich dir alles nachmache!“

Der Riesenplanet Jupiter ist der größte unter den acht Geschwistern unseres Sonnensystems; er ist der hellste Stern am ganzen Firmament; der strahlende Fixstern Sirius ist nur den dritten Teil so hell wie Jupiter. Wer ein Fernrohr zur Verfügung hat oder solches leicht erreichen kann, sollte nicht veräumen, sich diesen interessanten Planeten näher zu befehen. Auf dem ersten Blick fällt die platte Gestalt des Planeten auf; man sieht keine kreisrunde, sondern eine elliptische, hellgelblich glänzende Scheibe, auf der in der Richtung zu ihrer größten Ausdehnung helle und dunkle Streifen deutlich erkennbar sind. Zu beiden Seiten des Äquators treten gewöhnlich braunrötlich gefärbte Streifen auf, zwischen denen ein weißlicher Streifen verläuft, der wiederum in der Mitte oft etwas dunkler gefärbt erscheint. Die weißlichen Gebilde sind dichtere Wolkenzüge, während die dunklen Gebilde da auftreten, wo der Blick etwas tiefer in die Jupiteratmosphäre einzubringen vermag. In besseren Fernrohren erkennt man sehr häufig in diesen äquatorialen Wolkenstreifen interessante Einzelheiten, die von atmosphärischen Strömungen Kunde geben, die in völlig entsprechender Weise wie diejenigen unserer Atmosphäre vor sich gehen. Jenseits der dunklen Äquatorialstreifen hat man sich die gemäßigten Zonen des Jupiter, die Gebiete veränderlicher Bewölkung vorzustellen. Hier wechselt in der Tat der Anblick der Planetenoberfläche am häufigsten, wenn gleich Einzelheiten unter gewöhnlichen Umständen nur in besseren Fernrohren erkannt werden. Daß hier allerdings eine große Menge von Streifenbildungen vorhanden ist, bemerkt man wohl auch gelegentlich in mittleren Fernrohren.

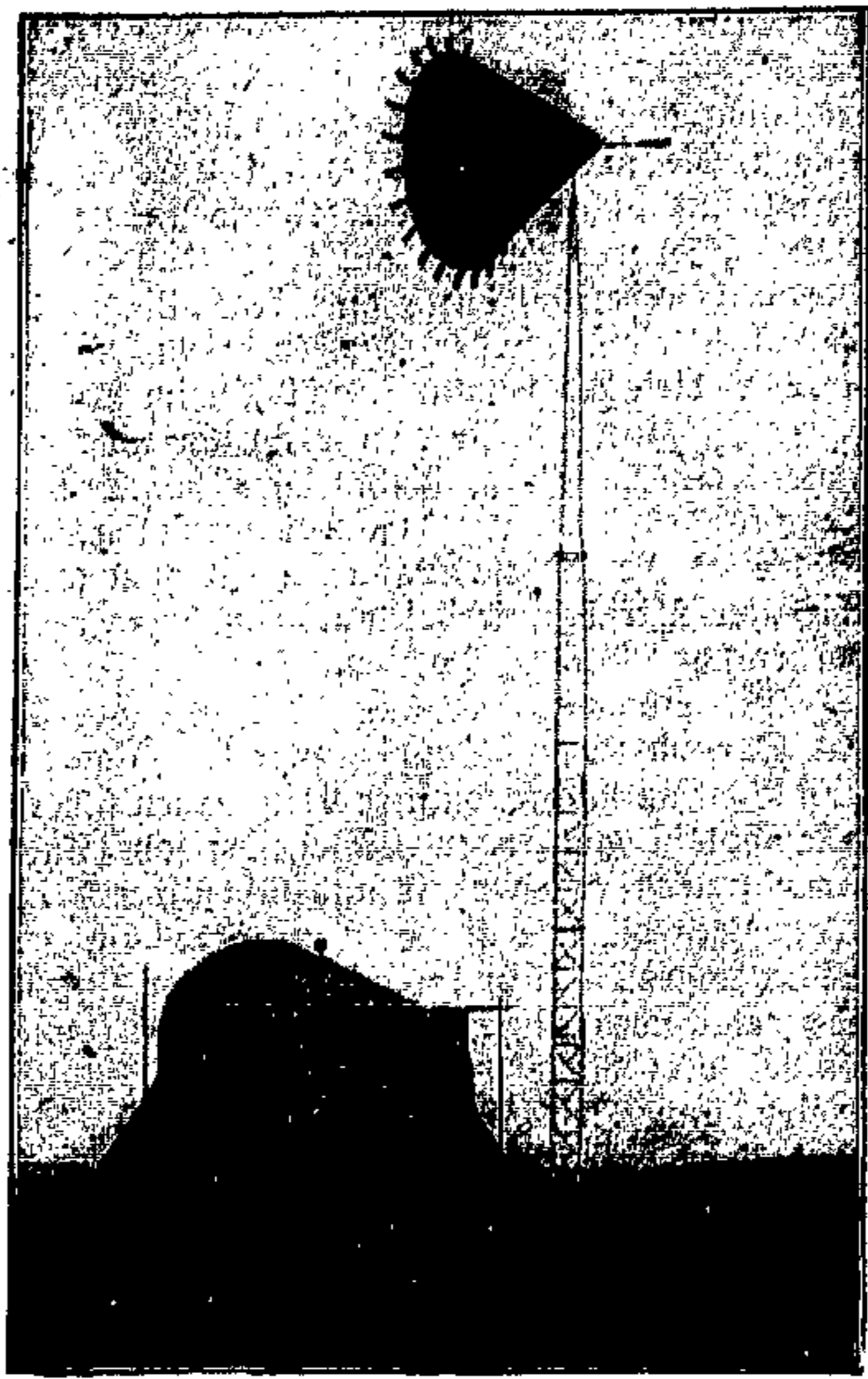
Von den mehr oder weniger feinen Einzelheiten, die man jenseits der Äquatorialzonen des Jupiter wahrnimmt, können wir nicht eingehender sprechen, da sie eben beständigen Veränderungen unterworfen sind. Dagegen erhielt sich seit seinem ersten Auftreten im August 1878 ein großer rötlich schimmernder elliptisch begrenzter Fleck nach Lage und Ausdehnung ungefähr beständig. Seine Ausdehnung nimmt einen größeren Flächenraum als ganz Europa ein. Er konnte zu Zeiten stärkster Färbung auch in kleineren Fernrohren deutlich bemerkt werden; seitdem ist er von Jahr zu Jahr mehr abgeblaßt und gehört heute zu den schwierigen Objekten.

Es ist kaum ein Zweifel, daß dieser Fleck revolutionäre Vorgänge auf der eigentlichen Jupiteroberfläche widerspiegelt. Man vermutet, daß der große Planet noch so beträchtliche Mengen von Eigenwärme besitzt, daß sich an seiner Oberfläche erst eine verhältnismäßig dünne Kruste bilden konnte, die, vielleicht an jener Stelle geborsten, das glühend flüssige Innere durchließ. Der Feuerchein in den Wolken erzeugte wohl jenen roten Fleck.

Die elliptische Gestalt des Planeten ist das Ergebnis seiner enormen Umschwingungsgeschwindigkeit um die eigene Achse. Auf theoretischem Wege sowohl wie durch Messungen ist die Zeit für diese Umdrehung des Sternes auf 9 Stunden 55 Minuten festgestellt worden. Daraus ergibt sich, daß ein Punkt am Äquator sich mit $12\frac{1}{2}$ Kilometer Geschwindigkeit in einer Sekunde bewegt. An dieser Umdrehung nimmt natürlich auch die Atmosphäre des Planeten teil. Ähnlich wie auf der Erde treten auch auf dem Jupiter Luftzirkulationen vom Äquator nach den Polen auf. Da sich nun die am Äquator befindlichen Luftschichten schneller bewegen, als die weiter nach den Polen zu liegenden, so müssen die vom Äquator nach den Polen zu abströmenden Luftschichten denjenigen voraneilen, die sie in höheren Breiten antreffen. Jupiter bewegt sich, wie alle Körper im Sonnensystem, links herum, d. h. von Westen nach Osten. Die vom Äquator nach den Polen abströmenden Luftmassen müssen also nach rechts voreilen.

Eine Anekdote von Paul Marat. Paul Marat erscheint bei den Konservativen und nationalliberalen Geschichtsschreibern der französischen Revolution allemal als das blutdürstige Scheusal, das aus reiner Mordlust immerzu nach Köpfen in Masse geschrien habe. Tatsächlich sind die herkömmlichen Charakterbilder von Marat die reinen Karikaturen. Marat war wohl eine leidenschaftliche Natur und gab unter Umständen in der Hitze des Augenblicks ein unüberlegtes Wort von sich, worüber

er mitunter nachher selber sein Bedauern aussprach; aber er blieb keineswegs dem Schredgespenst, das seine Feinde und ihre Nachbeter aus ihm gemacht haben. Vielmehr war der Volksfreund weitentfernt, am Blutvergießen seine Freude zu haben, durchaus ein Gegner wahr- und sinnloser Akte von Lynchjustiz und hat



Wegweiser für Luftschiffe. Eine neue Einrichtung hat die Königl. Luftschiffbauanstalt in Aldershot in England geschaffen. An es den Führern der Luftschiffe zu ermöglichen, auch aus beträchtlicher Höhe den Untergrund festzustellen, hat sie zur Kennzeichnung desselben hohe Masten errichten lassen.

auch mehr als einmal keinen Anstand genommen, seinen persönlichen Einfluß zur Verhinderung derartiger Dinge einzusetzen. Dies bezeugt ihm ein Gewährsmann, der durchaus nicht zu seinen Freunden gehört hat, der näherliche Direktor Barras in seinen Memoiren. Barras stellt den vermeintlichen Blutdurst Marats durchaus in Frage durch Hinweis auf Vorgänge, wie er dann einen erzählt, wobei der Volksfreund eine grobkörnige Art von Gutwilligkeit bewies. Barras



Die neue Sternwarte in Bergedorf bei Hamburg. Die im Jahre 1825 erbaute alte Hamburger Sternwarte eignete sich infolge ihrer Lage (Rauch des Hafens) nicht mehr gut für Beobachtungen. Infolgedessen wurde eine neue, mit den besten Einrichtungen und Instrumenten versehene Sternwarte erbaut.

betont, daß er selber Augenzeuge des Vorfalls gewesen, der sich in der Rue St. Honoré zutrug. Da hatte ein Volkshaufe sich eines Mannes bemächtigt, der schwarz gekleidet und so gepudert und frisiert war, daß er wohl unter die Privilegierten zu rechnen war. Es ertönte der ominöse Ruf: „An die Laterne! An die

Laterne mit dem Aristokraten!“ Man war im Begriff, die bedrohliche Aufforderung wahr zu machen, d. h. den Verdächtigen ohne Umstände aufzuhängen, als Marat sich durch die Menge drängte. „Was wollt ihr mit dem elenden Aristokraten? Ich kenne ihn,“ sagte der Volksfreund, griff nach dem Unglücksmenschen und gab ihm einen Fußtritt vor den Allerwertesten mit den Worten: „Das ist eine gute Lektion für ihn.“ Die Menge klatschte mit den Händen, und der Aristokrat machte sich aus dem Staube, so rasch ihn seine Füße tragen wollten. Diese Art, einem Menschen das Leben zu retten, erscheint gewiß originell, war aber, wie der Erfolg zeigt, probat und unter den Umständen wahrscheinlich das einzige Mittel. Und was Marats Charakter angeht, so zeugt der Vorfall nicht nur für seine persönliche Gutwilligkeit, sondern auch dafür, daß der angeblich so schwarzgallige Mann Humor besaß, einen sicheren Sinn für Situationskomik, der in diesem Falle eine tragische Verwickelung auf heitere Art löste.

Harun Al-Raschid in Sage und Geschichte. Von den Nachfolgern Mohammeds in der Herrschaft über das Araberreich des Mittelalters ist keiner im Abendlande so allgemein bekannt wie der Kalif Harun Al-Raschid, der zur Zeit Karls des Großen in Bagdad regierte. Diese Weltberühmtheit verdankt Harun dem Umstande, daß er in den morgenländischen Märgen eine große Rolle spielt und dort als der Inbegriff aller Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, überhaupt als ein Ausbund aller Herrschertugenden erscheint. Indem nun alle Welt sich nach diesen Dichtungen von dem berühmten Kalifen eine Vorstellung gebildet hat, stellt man sich ihn tatsächlich ganz verkehrt vor. Mit dem Harun der Sage hat nämlich der Harun der Geschichte gar keine Ähnlichkeit.

Wenn diese Märgen ihn besonders seinem Beinamen Al-Raschid, der Gerechte, alle Ehre machen lassen, so erscheint dieser Titel im Lichte der Geschichte geradezu als ein blutiger Hohn. Ueberhaupt war er in Wirklichkeit ein so bössartiger Vertreter des widerwärtigsten Sultanismus, wie man sich nur einen denken kann, wie denn auch ein bekannter deutscher Geschichtsschreiber der Kalifen Harun den größten Tyrannen an die Seite stellen muß, die je auf dem Throne der Kalifen gesessen. Als es schon mit ihm zu Ende ging, leistete er sich noch ein Stückchen, das für ihn charakteristisch ist. Der Bruder eines gefürchteten Rebellen wurde gefangen vor den kranken Kalifen gebracht. Harun verdamnte ihn mit den Worten zum Tode: „Liebe mir nur noch soviel Lebenskraft übrig, um ein Wort zu sprechen, so wäre es: „Tötet ihn!“ Darauf ließ er einen Schlächter holen und dem Unglücklichen ein Glied nach dem andern abhacken. An derartigen Grausamkeiten ist nun in Haruns Geschichte kein Mangel. Graulich sind auch die Umstände des Untergangs der Barmekiden, besonders seines suborigen Vertrauten Dschafar. Da ließ Harun auch seine eigene Schwester umbringen, die Dschafars Frau war; sie wurde lebendig begraben. In das tragische Ende Dschafars wurde nachträglich auf schneuliche Art ein Freund des Verstorbenen hineingezogen, der weiter nichts verbrochen, als daß er Dschafars Tod betrauerte.

Dieses todeswürdige Verbrechen brachte Harun auf eine fast unglaublich niedrige Manier heraus. Er ließ nämlich Jrahim, so hieß der Verdächtige, zu sich laden, gab ihm viel Wein zu trinken und stellte sich, als ob ihm seine Strenge gegen Dschafar leid tue, so daß er deshalb nicht schlafen könne und schier sein Reich daransehen würde, wenn er den Toten wieder ins Leben rufen könnte. Ibrahim merkte nicht, daß Harun sich verstellte, sondern hielt seine Neue für echt über eine Tat, die schließlich bloß einer momentanen Aufwallung entsprungen sein konnte, und hielt also auch mit seinen innersten Gedanken nicht hinterm Berge, gestand vielmehr, daß auch er des Kalifen Verfahren gegen Dschafar nicht billige und es für schwer halte, den hervorragenden Mann zu erlegen. Kaum waren die Worte seinem Munde entflohen, als Harun ihn ansah: „Gott verdamme dich! und ihn auch dem Tode weihte. Derartige Flüge lassen Harun den Gerechten als einen Despoten erscheinen, der einem Nero nichts nachgab und jedenfalls nicht die geringste Ähnlichkeit hatte mit dem erleuchteten Menschenfreund der Sage.“